

## BUCHBESPRECHUNGEN

### DAS UMSTRITTENE EXPERIMENT: DER MENSCH

Elemente einer biologischen Revolution. Sonderausgabe aus der Sammlung „Modelle für eine neue Welt“. Verlag Kurt Desch, München—Wien—Basel 1966. 446 S., 28,—DM.

In der Reihe „Modelle für eine neue Welt“, die sich mit der Sammlung von Zukunftsperspektiven befaßt, sind als Sonderband die Protokolle des 1962 in London von der Ciba-Foundation abgehaltenen und der biologischen Entwicklung gewidmeten Symposiums von 27 hervorragenden Forschern, darunter mehreren Nobelpreisträgern, in deutscher Sprache veröffentlicht worden. Die Diskussion über dies erregende Symposium hat, wie *Wolfgang Wieser* in seiner Einleitung berichtet, schon auf Grund der englischen Originalausgabe auch im deutschen Sprachgebiet in Form von Zeitschriftenaufsätzen und Büchern begonnen. Daß sie jetzt in größere Breite gehen kann, ist sicher wertvoll und schon deshalb ist das vorliegende Buch zu begrüßen, obschon ihm drei kleine Schwächen anhaften.

Einmal ist es relativ alt, d. h. wir müssen uns fragen, ob die von den Forschern des Symposiums 1962 unterbreiteten Fakten und die von ihnen abgeleiteten Perspektiven im Jahre 1966 noch alle dem neuesten Stand der Forschung entsprechen oder ob nicht einige davon angesichts des raschen Fortschritts der wissenschaftlichen Erkenntnisse bereits als überholt gelten müssen. Des weiteren ist zu bedauern, daß fast alle Symposiumsteilnehmer aus der angelsächsischen Welt kommen. Kontinentaleuropa ist kaum vertreten, die Sowjetunion gar nicht, Forschungsergebnisse aus Indien, Japan, Afrika und Lateinamerika werden höchstens in reflektierenden Bemerkungen der angelsächsischen Gelehrten erwähnt. Dabei sind aber zweifellos auch in diesen und anderen Ländern in den letzten Jahren wichtige Untersuchungen und aufschlußreiche Experimente durchgeführt worden. Endlich muß gesagt werden, daß die versammelten Mediziner, Che-

miker, Molekularbiologen sich in ihren Vorträgen und Diskussionen weitgehend einer Fachterminologie bedienen, die selbst dem akademisch gebildeten Nichtfachmann fremd ist, so daß man bei der Lektüre des Buches ohne Fachlexika nicht auskommt. Einige Seiten der Erklärung von Fachausdrücken im Anhang des Buches erweisen sich angesichts der Sprache der Herren Gelehrten als unzureichend.

Damit sind wir aber auch am Ende unserer Kritiken, die niemanden abhalten sollen, das ungemein anregende Werk zu studieren. Man hat zwar gegen das Symposium eingewandt, daß es den Geist der strengen Wissenschaftlichkeit insofern vermissen lasse, als ein Wissenschaftler nur das vortrage, was er genau zu kennen glaube, die Zukunft aber uns allen unbekannt und von so viel unvorausehbaren Faktoren abhängig sei, daß allen Prognosen darüber etwas Utopisches beigemischt sei. Doch gerade dies wurde von den, ihrer Grenzen sehr bewußten, Teilnehmern des Symposiums beachtet; sie sprechen immer nur von Möglichkeiten, die sich auf Grund von heute feststehenden Erkenntnissen ergeben, und nie von Gewißheiten. Dazu kommt — und das macht das Buch besonders interessant —, daß gerade die Diskussion der Fachleute untereinander mögliche Fehlschlüsse aufdeckt und die Klärung eines Problems unter allen Aspekten sich im Dialog vollzieht. Auch soziologische Überlegungen und ethische Wertsetzungen blieben dabei nicht außer Betracht.

Im Zentrum der Debatten standen natürlich genetische Probleme, diejenigen einer von den Verirrungen der Rassenfanatiker freien Eugenik, die Verbesserung der menschlichen Art durch Geburtenkontrolle, künstliche Samenvahl, Züchtung keimfreier und krankheitsresistenter Menschen, Probleme, deren jedes einzelne ein heißes Eisen darstellt und deren Lösung vielfach unseren traditionellen Anschauungen zuwiderläuft.

Ausgehend von einer klaren humanistischen Grundeinstellung, die dieses Symposium auszeichnet und sich nicht nur in der gemeinsamen Abneigung seiner Teilnehmer gegen Gewaltlösungen, Kriege und die Atombombe ma-

nifestiert, sondern auch dazu führt, daß einzelne überspitzte Vorschläge in den Diskussionen sofort korrigiert werden, sind sich die Forscher schließlich über drei Grunderfordernisse einig:

Einmal erscheint alle isolierte Forschung heute als fragwürdig; Gelehrte der verschiedensten Disziplinen müssen zusammenwirken, wenn aus den Ergebnissen der Grundlagenforschung praktische Folgerungen zum Wohl der Menschheit gezogen werden sollen. Zum anderen ist eine bessere und schnellere Aufklärung der Massen über die Möglichkeiten vonnöten, welche die Wissenschaft zur Lösung der Menschheitsprobleme anzubieten hat. Und schließlich muß die Erziehung der Menschen schleunigst den Erfordernissen der Entwicklung angepaßt werden. Nur so können wir zur „Erfüllungsgesellschaft“, wie *Julian Huxley* sie nennt, kommen und die Konsumgesellschaft des Westens wie die Produktionsgesellschaft des Ostens überwinden zugunsten einer Gesellschaft, die jedem die Möglichkeit gibt, sich zu erfüllen und darin sein Glück zu finden.

Walter Gysling

#### HELMUT LINDEMANN DAS ANTIQUIERTE GRUNDGESETZ

Plädoyer für eine zeitgemäße Verfassung. Christian Wegner Verlag, Hamburg 1966. 288 S., Ln. 19,80 DM.

Wie alles, was wir bisher von Helmut Lindemann zu lesen bekamen, zeichnet sich auch dieses Buch durch Originalität der Gedanken, Freimut und eine ebenso präzise wie lebendige Sprache aus. Der Leser, der von Lindemann eine manchmal unbequeme, immer aber unabhängige und offen vorgetragene Meinung erwarten durfte, wird auch in diesem Buch nicht enttäuscht. Schon die These, die der Titel ausdrückt, wird nicht wenige überraschen. Lindemann hält das Grundgesetz für unzeitgemäß, und zwar — das ist das eigentlich Überraschende — schon im Zeitpunkt seiner Verabschiedung, also von Anfang an. Die Schöpfer unserer Verfassung schauten, so meint er, fälschlicherweise nach rückwärts auf die Fehler der Weimarer Verfassung und auf deren Gesellschaft, nicht aber in die Zukunft und deren gewandelte Gesellschaft.

Im ersten Teil seines Buches erläutert der Autor diese These an den Schwächen, die sich seit 1949 in der Bundesrepublik gezeigt haben. Dieser Abschnitt liest sich wie eine kurze Geschichte der Bundesrepublik selbst. Allerdings kennt Lindemann die Schwierigkeit, die darin liegt, daß es zu unterscheiden gilt zwischen strukturellen Mängeln, also solchen, die in der Verfassung liegen, und solchen, die auf das Konto von menschlichem Versagen gehen, gelte das nun für einzelne Personen (leitende Politiker) oder für gesellschaftliches oder politi-

sches Bewußtsein von Parteien und Verbänden. Nicht immer ist der Verfasser dabei allerdings der Versuchung entronnen, dem politischen Versagen nachzugehen und dadurch, so will uns scheinen, die Grenzen zwischen falscher Politik und falscher Verfassung, zwischen Verfassung und Gesellschaft, Institutionen und Menschen, Gesetz und Gesinnung nicht immer deutlich erkennen zu lassen.

Im zweiten Teil entwirft Lindemann dann die Verfassung, die er meint. Er tut das mit der Unbefangenheit eines Verfassungsmachers wie zu Zeiten einer Konstituante, d. h. er formuliert sie gleich bis in einzelne Artikel hinein und so, als ob sie gleich verabschiedet werden könnte. Gerade das wird ihm den Vorwurf des Utopisten einbringen, der im luftleeren Raum arbeitet, weil nicht abzusehen ist, wer das realiter durchzusetzen gedächte, was Lindemann apodiktisch als neue Verfassung setzt. Das weiß der Autor natürlich auch. Er setzt sich aber — mit Recht — über diesen Vorwurf hinweg, denn die augenblickliche Unrealisierbarkeit ist kein Argument gegen Vorschläge zur Verbesserung der herrschenden Zustände.

Viel wichtiger ist die Frage, ob Lindemanns Vorwürfe gegen die bestehende und seine Vorschläge für eine neue Verfassung stimmen. Da hat sich der Autor des Beistands vieler Versichert, die schon seit geraumer Zeit auf Mängel in unserem Verfassungsleben hingewiesen haben. Er zitiert u. a. *Allemann, Stucki, Ellwein, Weber, Fromme, Eschenburg, Fraenkel, Schmid, Picht, Freyer, Glaser, Bauer* — gewichtige Stimmen also zu den Fragen der Länderaufteilung und des Föderalismus, der Aufgaben des Bundespräsidenten, der Macht des Kanzlers, der Arbeitsfähigkeit des Parlaments, der Einflüsse von Parteien, Interessenverbänden und Massenmedien, der Stellung des Militärs im Staat, der Bildungspolitik, der Rechtsprechung, der Selbstkontrolle der Demokratie, der Lebensfähigkeit von Demokratie überhaupt in der modernen industriellen Gesellschaft.

Das alles sind in der Tat Probleme, die der Lösung harren. Am wichtigsten scheint uns aber die *Tendenz* zu sein, unter der Lindemann sie alle sieht, unter der Frage nämlich, wie die sich entwickelnde Gesellschaft der Zukunft demokratisch bleiben kann. In diesem Kernpunkt hat er ganz gewiß recht: Eine bestehende Verfassung ist keine Garantie dafür, daß ihr die gesellschaftliche Entwicklung nicht davonläuft. Sie hat sich vielmehr anzupassen, will sie nicht eines Tages überwältigt werden. Mit zum Besten des Buches gehört in diesem Zusammenhang das 15. Kapitel („Aufgaben einer modernen Demokratie“), das über die drei Schwerpunkte Bildungspolitik, Sozialpolitik (Unfreiheit des Einzelnen läßt sich nur dann verhindern, „wenn das Gemeinwesen es übernimmt, jedem einzelnen Bürger ein Mindestmaß an Sicherheit zu gewährleisten“),

S. 182) und Außenpolitik handelt, die der Autor bezeichnenderweise „Solidaritätspolitik“ nennt (mit den Aufgaben: Sicherung des Weltfriedens und Entwicklungshilfe).

Was nun die konkreten Einzelvorschläge Lindemanns angeht — etwa die Dreiteilung der Legislative in Bundestag, Senat und Länderrat und der Exekutive in Ministerrat, Bundesplanungsamt und Fachministerien —, so kann man in manchem anderer Meinung als der Autor sein. Da ist einiges noch recht skizzenhaft (und teilweise widersprüchlich) durchdacht, aber wie sollte das bei einer solchen „Ein-Mann-Konstituante“ (wenn das Bild erlaubt ist) auch anders sein. Es sind ja alles Vorschläge, Einladungen zur Diskussion. Nicht unbedenklich will uns auch eine gewisse elitäre Tendenz scheinen, die manchmal durchschimmert (z. B. bei dem Senat, der doch ständestaatliche Elemente enthält, so sehr Lindemann sie bei *Martini* ablehnt, und in der Forderung mindestens der Realschulreife für das passive Wahlrecht). — Anregend, nachdenklich stimmend ist jedoch alles, was Lindemann vorschlägt. Man sollte auf ihn hören, wenn die Verfassungsfragen reif werden für die Diskussion der Politik.

Wann das allerdings der Fall sein wird, läßt sich schwer absehen. Noch nämlich beherrscht ja eine Diskussion das Feld, die der Tendenz Lindemanns entgegenläuft und doch notwendig zu sein scheint, der Kampf nämlich für die Verteidigung eben dieses für Lindemann so antiquierten Grundgesetzes gegen Entwicklungen, die es in ganz anderer Weise zu verändern trachten, als Lindemann es will. Wenn heute vom „Notstand der Demokratie“ die Rede ist, dann meint das, daß das Grundgesetz von 1949 demokratischer war als die jetzt reale und vor allem die für die Zukunft geplante Verfassungswirklichkeit. Bevor man also darangehen kann, das Grundgesetz zu ändern, muß es zunächst einmal verteidigt werden gegen Veränderungstendenzen in die falsche Richtung. *Werner Beutler*

## JUGEND IN DER MODERNEN GESELLSCHAFT

Herausg. Ludwig v. Friedeburg. Neue Wissenschaftliche Bibliothek, Band 5, Soziologie, 2. unveränderte Auflage, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln — Berlin 1965. 561 S., Paperback 19,80 DM, Ln. 32 DM.

Die seit kurzem erscheinenden Bände der „Neuen Wissenschaftlichen Bibliothek“ sind weder Lehrbücher noch Monographien, sondern wissenschaftliche Arbeitsbücher, die — ähnlich den in England und den USA gebräuchlichen „Readers“ — einen Überblick über den gegenwärtigen Stand der wissenschaftlichen Diskussion in einem speziellen Forschungsgebiet verschaffen. Dem dient auch die jedem Band beigefügte ausführliche Bibliographie.

Der vorliegende Band stellt die heutigen Problemkomplexe der Jugendsoziologie dar. Die Theorie- und Forschungsgeschichte dieser Disziplin werden weitgehend vorausgesetzt.

Zu den gesicherten Ergebnissen der Jugendsoziologie gehört — spätestens seit den Arbeiten von *Margret Mead* — die Erkenntnis, daß Generationskonflikte keineswegs in allen Gesellschaftsformen auftreten, sondern nur unter bestimmten gesellschaftlichen Bedingungen entstehen. Die Konflikte sind um so heftiger, je weniger der Übergang vom Kind zum Erwachsenen institutionalisiert ist, je mehr der Jugendliche den Eindruck haben muß, für die Erwachsenen „weder Fisch noch Fleisch“ (*R. R. Bell*) zu sein. Die Jugend einer bestimmten Zeit ist durch das bestehende gesellschaftliche Normengefüge geformt, so daß Jugendsoziologie heute einerseits die Analyse der modernen Gesellschaft voraussetzt, andererseits aber auch einen Beitrag zu dieser Analyse leistet. Dieser Zusammenhang wird durch einen Großteil der Beiträge bestätigt, welche entsprechend der zunehmenden Ähnlichkeit industrieller Gesellschaften auch eine zunehmende Ähnlichkeit der Jugend in diesen Gesellschaften aufzeigen (*S. N. Eisenstadt, L. v. Friedeburg, A. Pawelczynska und St. Nowak, D. Riesman, D. Burg*).

Einige Soziologen (*R. R. Bell, F. H. Tenbrock, T. Parsons, J. E. Ellemers*) sehen in dieser Jugend eine eigene soziale Gruppe, welche sich in Ausdrucks- und Gesellungsformen so sehr von der übrigen Gesellschaft unterscheidet, daß von einer Teilkultur oder Subkultur gesprochen werden kann. Die Theorie vom Vorhandensein einer „Jugendkultur“ ist durch Einzeluntersuchungen jedoch immer wieder in Frage gestellt worden. *F. Elkin* und *W. A. Westley* erforschten als Hauptmerkmal der Jugendlichen einer gutsituierten amerikanischen Vorstadtbevölkerung deren Anpassung an die Erwachsenenwelt (ähnlich *Bergler*). Wenn überhaupt von Jugendkultur gesprochen werden könne, dann allenfalls bei Jugendlichen der unteren Sozialschichten. Im Gegensatz dazu findet *N. de Maupeou-Leplâtre* bei jugendlichen Arbeitern in Frankreich keine eigene Jugendkultur; Anzeichen davon läßt sie höchstens für die Lehrwerkstätten der Großbetriebe gelten, in denen die gemeinsame Ausbildung ähnliche Verhaltensweisen hervorruft. Der Begriff der Jugendkultur gilt nach *N. de Maupeou-Leplâtre* nur für Überschüler und Studenten.

Im zweiten Teil des Buches wird die Frage nach der Jugend in der modernen Gesellschaft untergliedert in die einzelnen Erlebnisbereiche Elternhaus, Schule, Studium, Betrieb und Freizeit. Die hier vorgelegten Untersuchungen sind auch für Leser mit geringen soziologischen Kenntnissen verständlich und pädagogischen Praktikern besonders zu empfehlen. Behandelt werden u. a. die Auswirkungen von Erzie-

hungsmethoden und Familienstrukturen auf die Entwicklung der Persönlichkeit (*G. Baumert, U. Bronfenbrenner*), die Probleme einer Schulreform im weitesten Sinne (*G. Picht, H. Popitz*), der Einfluß politischer Jugendorganisationen (*C. W. Müller, G. Schubert* und *D. Uecker*), sowie die pädagogischen Möglichkeiten und Gefahren des Fernsehens im Kindesalter (*H. T. Himmelweit* u. a.).

Vornehmlich für die Studenten wird als Ergebnis soziologischer Analysen, entgegen der landläufigen Meinung von der rebellischen Jugend, „die Distanz der Gelangweilten“ (*L. v. Friedeburg*), das Desinteresse und das fehlende Engagement an der politischen und gesellschaftlichen, aber auch an der eigenen beruflichen Entwicklung hervorgehoben (*J. Habermas, D. Riesman*). Die Zukunftswünsche richten sich auf ein zurückgezogenes Familienleben, verbunden mit gehobenem Freizeitkonsum, zu dessen Finanzierung ein möglichst einträglicher Job gesucht wird. Diese Einstellung resultiert aus einer weitgehend gelungenen Anpassung an das herrschende Wertesystem; zurück bleibt ein vages Unbehagen am Gesamtzustand der Gesellschaft. Demnach sind die Schwierigkeiten der Jugendlichen besonders deutliche Symptome für die Unzulänglichkeiten der gegenwärtigen Gesellschaftsform. Diesen Standpunkt vertritt *P. Goodman* sehr energisch in seinem Aufsatz; *D. Riesman* und *L. v. Friedeburg* scheinen ähnliche Schlußfolgerungen zu ziehen und *T. Parsons* formuliert pointiert für die amerikanische Jugend: „Wie gut die gegenwärtige Gesellschaft von den verschiedensten Seiten betrachtet auch sein mag, sie ist nicht gut genug, um den Standards der Jugendlichen zu genügen.“ *Heide Johannsen*

ANDRÉE ANDRIEUX / JEAN LIGNON  
L'OUVRIER D'AUJOURD'HUI

Bibliothèque Médiations, Edition Gonthier Paris 1966. 216 S., 5,85 francs.

Enquêtes über die Welt des Industriearbeiters, seine Mentalität und seine Verhaltensweisen sind in den letzten Jahren in den verschiedensten Industrieländern mit zum Teil übereinstimmenden, zum Teil abweichenden Ergebnissen publiziert worden. Aus der Fülle dieser Publikationen fällt die vorliegende Studie der beiden Autoren deutlich heraus. 1960 zum erstenmal veröffentlicht, erscheint sie nun in einer Taschenbuchausgabe, der die Verfasser ein längeres, aktualisierendes Nachwort und *Pierre Naville* eine Vorrede beigegeben haben.

Aber nicht in dem relativ großen zeitlichen Abstand der Publikation von der eigentlichen, 1954—56 durchgeführten Enquête, liegt die Besonderheit dieser Arbeit, sondern in ihrer Methode. Das waren keine beflissenen jungen

Soziologen, die mit Fragebogen und gezücktem Bleistift die Fabrikhallen durchwanderten, eine große Zahl von Arbeitern befragten, viele Antworten erhielten, die sich manchmal kaum statistisch auswerten ließen und deren tieferer Sinn oft verborgen blieb; nein: Jean Lignon hat selbst jahrelang, auch während und nach der Durchführung der Enquête, als Arbeiter in einem großen Metallbetrieb der Lyoner Region mit 2000 Beschäftigten gearbeitet, hat seine Gesprächspartner unter seinen Arbeitskameraden gewählt, in einem Arbeiterviertel gewohnt und so auch außerhalb des Betriebs laufend enge Kontakte mit den Arbeitern gehabt. Das gab ihm die Möglichkeit eines sehr viel tieferen Eindringens in die Mentalität der Arbeiter und erleichterte ihm die Überprüfung der erhaltenen Antworten. Er konnte sie an dem Verhalten der Arbeiter messen und so ohne besondere Schwierigkeit manche mehrdeutige Aussagen richtig beurteilen und klassifizieren. Die Enquête selbst — sie wurde ergänzt durch eine zweite bei Arbeitern und Arbeiterinnen von Kleinbetrieben — gelangte so zu außerordentlich präzisen Resultaten, so daß sie trotz der relativ kleinen Zahl von Befragten ein aufschlußreiches Bild liefert, wenn sich auch beide Autoren dagegen verwahren, daß es als repräsentativ gelten könne. *Andree Andrieux* und *Jean Lignon* sind bei der Auswahl ihrer Gesprächspartner, deren individuelle Situation in jedem Einzelfall genau beschrieben wird, sehr sorgfältig vorgegangen, ihre Untersuchung ist sozusagen gute handwerkliche soziologische Arbeit und alles eher als Serienproduktion.

Und die Ergebnisse? Die Verfasser bemühten sich um die Ergründung der Rolle der Arbeit an sich bei den Industriearbeitern, um ihre Einstellung zur sozialen Situation des Arbeiters inner- und außerhalb des Betriebs, um seine Freizeitbeschäftigung, seine Ideen über seine eigene Zukunft. Sie kommen zu dem Schluß, daß die überwältigende Anzahl der Fabrikarbeiter heute kein positives Verhältnis zu ihrer Arbeit hat, sie ist ihnen nur mehr Broterwerb; das früher einmal bei den Arbeitern vorhandene Bewußtsein, als die produzierende Klasse zugleich die nützlichste der Gesellschaft zu sein, ist geschwunden. Geblieben ist das Mißbehagen über die dauernde Unterordnung unter die Weisungen irgendwelcher Vorgesetzter und über die soziale Gering-schätzung, die gerade in Frankreich dem Arbeiter immer noch von den anderen Gesellschaftsklassen entgegengebracht wird. Das sind zwei Aspekte des Fabrikarbeiterdaseins, die bei allen Befragten in dieser oder jener Form hervortreten und die durch die materielle Besserstellung infolge des wachsenden Reichtums der Industriegesellschaft keineswegs kompensiert werden.

Und die Reaktion darauf? Bei der überwiegenden Mehrzahl heißt sie Resignation, bei

einer Minderheit führt sie zu dem Bestreben und der Hoffnung, dem Fabrikarbeiterschicksal individuell entrinnen zu können, als Kaufmann, Gastwirt, Handwerker selbständig zu werden oder innerhalb des Betriebs durch Steigerung der eigenen Qualifikation eine höhere Rangstufe zu erklimmen. Nur 10 vH bekennen sich noch zum Glauben an eine Änderung des Arbeiterschicksals durch eine kollektive politische Aktion der Arbeiter. Aber auch hier hat sich in deren Vorstellungswelt manches verändert. Der Sozialismus wird nur mehr als Gesellschaftsordnung gesehen, die bessere materielle Verhältnisse für alle und gleiche Bildungschancen bringt, nicht mehr als Form eines egalitären Gesellschaftsaufbaus, der keine hierarchisch gegliederten Autoritäten mehr kennt, wie dies früher der Arbeiterschaft der romanischen Länder mit ihren ausgeprägten anarchosyndikalistischen Traditionen vielfach als Zielbild vorschwebte.

Bemerkenswert ist im Nachwort der Hinweis auf neuere, noch laufende Enquêtes bei der Arbeiterschaft eines nahezu vollautomatisierten Betriebs der chemischen Industrie, wo ein viel positiveres Verhältnis der Arbeiter zu ihrer Arbeit festgestellt wurde, entsprechend der höheren Verantwortung jedes einzelnen für den reibungslosen Ablauf der Produktion und der damit verbundenen achtungsvolleren Behandlung. Ebenso bezeichnend ist die Äußerung eines Werkmeisters aus diesem Betrieb, der verbittert ist, denn „er will Menschen unter sich haben und nicht nur Maschinen“!

Für die gewerkschaftliche Arbeit gibt dieses Buch viele wichtige Hinweise; seine Übersetzung in andere Sprachen wäre recht nützlich. Es liefert auch eindringliche Argumente für den Kampf um die Mitbestimmung, ja sogar für eine Art Selbstverwaltung der Betriebe, ähnlich dem jugoslawischen Modell, weil wohl nur so das drückende Gefühl der Arbeiter, immer nur „Träger der roten Laterne“ in der sozialen Ordnung zu sein, überwunden werden kann.

*Walter Gyssling*

V. S. NAIPAUL

#### BLAUE KARREN IN CALYPSOLAND

Eine Geschichte aus Trinidad. Horst Erdmann Verlag für Internationalen Kulturaustausch, Herrenalb/Schwarzwald 1966. 248 S., Ln. 14,80 DM.

Trinidad ist der Schauplatz dieser kleinen Geschichte, die besonders dadurch gefällt, daß sie so unbekümmert lebensnah erzählt und von *Janheinz Jahn* sinnfällig gut aus dem Englischen übersetzt ist. Dabei geht es nicht um große, weltbewegende Ereignisse, sondern um die Vielfalt und Eigenart der Menschen in einer Vorstadtstraße von Port of Spain, der Hauptstadt der Insel.

So verschieden die Bewohner der „Miguel Street“ — so lautet übrigens der englische

Titel des Buches — auch sind, eins verbindet sie alle zu einer in sich geschlossenen, hilfsbereiten Gemeinschaft: ihre proletarische Existenz. Sie ist es, die sie in Leiden und Freuden, im Trauern und im Tanzen aneinander bindet und aufeinander angewiesen sein läßt.

V. S. Naipaul ist Inder und Engländer zugleich. Er hat für dieses Buch, das die Eindrücke seiner heimatlichen Jugendtage schildert, den Somerset-Maugham-Preis bekommen. Er hat ihn verdient.

*Hermann Lücke*

WALTER WEDDIGEN

#### DIE WIRTSCHAFTLICHEN FOLGEN DES INVESTIVLOHNS

Sozialpolitische Schriften Heft 17. Verlag Duncker & Humblot, Berlin 1964. 127 S., brosch. 18,60 DM.

Die vorliegende Veröffentlichung wurde „auf Ersuchen des deutschen Bundesministeriums für Arbeit und Sozialordnung“ als Gutachten erarbeitet und erschien im gleichen Jahr wie das im Auftrage des Bundeswirtschaftsministeriums erstellte Gutachten von Professor *Fohl*. (Carl Fohl, „Kreislaufanalytische Untersuchung der Vermögensbildung in der Bundesrepublik und der Beeinflußbarkeit ihrer Verteilung“, J. C. B. Mohr, Tübingen 1964, in den Gewerkschaftlichen Monatsheften rezensiert im Februarheft 1965.) Während aber das Werk Föhls in kurzer Zeit zu einem vermögenspolitischen Standardwerk wurde und bei jeder ernsthaften vermögenspolitischen Diskussion Erwähnung findet, spricht von dem Weddingenschen Gutachten niemand mehr. Ja, es wurde auch bei seinem Erscheinen kaum zur Kenntnis genommen, obwohl das Bundesarbeitsministerium im Sommer 1964 angestrengt mit der Vorbereitung der Novellierung des zweiten Vermögensbildungsgesetzes beschäftigt war.

Die öffentliche Nichtbeachtung des Gutachtens von Professor Weddigen zu einer Zeit, in der die vermögenspolitische Diskussion nach dem im September 1964 veröffentlichten Vorschlag der Industriegewerkschaft Bau, Steine, Erden selbst die Spalten der Tageszeitungen füllte, konnte nicht nur an der gegenüber dem Föhlschen Gutachten engeren Fassung des Auftrages liegen. Die Titel der vier Abschnitte des Gutachtens von Weddigen:

Der Investivlohn in der sozialen Marktwirtschaft, Die Aufbringung und wirtschaftliche Auswirkung des Investivlohns, Sicherung und Anlageformen der Vermögensbildung durch Investivlohn in der Wirtschaft, Wirtschaftspolitische Folgerungen zeigen bereits, daß das Thema breit genug angesetzt war. Unter diesen Kapitelüberschriften konnte man hoffen, alles zu finden, was vor Abschluß der ersten Tarifverträge über vermögenswirksame

Leistungen — im März 1965 — zu wissen nützlich war.

Wer allerdings mit dieser Hoffnung die Arbeit Weddigs in die Hand nimmt, wird arg enttäuscht. Nach einer umständlichen Begriffsbestimmung und der unbewiesenen Behauptung, daß „gesetzliche wie auch gewerkschaftlich oder durch Betriebsräte allgemein vereinbarte Investivlohnregelungen“ nicht marktkonform „im Sinne unserer sozialen Marktwirtschaft“ wären, gibt es zwar ebenso umständliche Ausführungen über die Wirkungen des Investivlohns, aber diese Ausführungen vermögen auf keiner Seite zu überzeugen. Dagegen drängt sich der Verdacht auf, daß dem Verfasser die Erkenntnisse der modernen Kreislauftheorie recht fremd sind. Oder wie soll man es sich sonst erklären, daß Professor Weddig von einer Einführung des Investivlohns gleichzeitig Preissteigerungen, Verlangsamung des Wirtschaftswachstums und eine nachhaltige Verschlechterung der Zahlungsbilanzsituation erwartet? Und alles mit so magerer Beweisführung, daß eine Auseinandersetzung sich erübrigt. So sei auch die Rezensentenpflicht mit der Erklärung beendet, daß dieses Gutachten zu Recht zu den nichtbeachteten zählt.

*Dr. Herbert Ehrenberg*

BETTY FRIEDAN

#### DER WEIBLICHKEITSWAHN

Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg 1966. 288 S., Ln. 19,80 DM.

Frau Friedan protestiert ebenso leidenschaftlich wie fleißig gegen das, was sie als das „Problem ohne Namen“ erkannt hat: Gegen die Situation der amerikanischen Frau von heute, die durch das — von Männern? — propagierte Leitbild der sexgeladenen, strahlenden, tüchtigen Super-Hausfrau mit drei oder vier Kindern in ihrem blitzblanken, vollautomatisierten Vorortheim ihre innere Leere erkennt. Diese Frauen, denen man seit Jahren beigebracht hat, daß Geist und Wissen nur hinderlich seien, wenn man dem großen, zeitgemäßen Leitbild folgen wolle, gehen — ihrer Aussage nach — an seelischer Verkümmern zugrunde. Mit wissenschaftlicher Akribie beweist sie, wie durch den „geheimen Verführer“, die Werbung, den Frauen das Idealbild immer wieder vor Augen gehalten wird, wie es schon in den Schulen und durch die Anschauungen der Allgemeinheit üblich ist, das Bild der „Weiblichkeit an sich“ zu propagieren und zu formen.

Dabei läßt sie allerdings einige Dinge außer acht: Da wäre erstens die Frage, warum seit einiger Zeit — und man darf wohl, grob gerechnet, den Umschwung zu dieser verhängnisvollen Situation ungefähr in die Mitte der vierziger Jahre legen — die Frauen Amerikas

mit geradezu selbstzerstörerischer Leidenschaft „nur Frauen“ sein wollen. Ist es nicht so, daß durch den letzten Krieg die amerikanischen Männer in Europa und Japan, auf den Inseln im Pazifik und wo immer sie sonst kämpften, mit Frauen und Mädchen zusammenkamen, die sich durch ihr uraltes Leitbild der „dienenden Frau“ so gänzlich von den Frauen Amerikas unterschieden? Brachten sie nicht ein für sie faszinierendes, bequemes Idealbild von der „Weiblichkeit“ mit nach Hause? Und reagierten nicht vielleicht die Frauen zuerst ganz instinktiv auf diese Wünsche ihrer Partner?

Man muß sich vor Augen halten: Die Bildungs- und Ausbildungschancen waren — im Gegensatz zu den europäischen Ländern — in Amerika für die Frauen geradezu ideal. Alles stand ihnen offen, und das Problem der „Gleichberechtigung“, bei uns noch vielgeschmäht, heiß umkämpft und nur mangelhaft bewältigt, war dort kein Grund mehr zur Diskussion — es war gar nicht mehr akut, ja, um noch weiter zurückzugehen: es hatte durch den Frauenmangel der frühen Einwanderungsjahre nie im eigentlichen Sinne bestanden!

Nun hat sich das Blatt gewandt. Wie sich die Blumen buntere Farben zulegen, je weniger Insekten da sind, die es anzulocken gilt, so „regenerierten“ sich die Frauen und versuchten sich auf die Sex-Hausfrauen-Welle umzupolen. Sie schafften es offensichtlich so perfekt, daß sie sich in dieser Rolle selber fingen. Das Gespenst der Langeweile schlich sich unversehens in die nach außen so strahlenden, tüchtigen und vorbildlichen Frauen und Mütter ein. Selbst Psychiater und Fachleute waren — und sind — ratlos, warum denn nun diese Frauen, die doch alles haben, plötzlich von einer abgrundtiefen Unzufriedenheit, ja, von tödlicher Verzweiflung gepackt werden. Die Auswirkungen dieser Situation sind katastrophal: Mit „Mutterliebe“ überfütterte Kinder und Jugendliche sind zum Teil unfähig, sich dem Leben zu stellen, Ehemänner ächzen unter der Last der Arbeit einerseits und unter dem Druck der unerfüllten, ständig am Rande der Verzweiflung stehenden Frau, die mit sich und ihrem Leben nicht zurechtkommt, andererseits.

Wenn hier nun Frau Friedan das Rezept verkündet: Nur die schöpferisch arbeitende Frau ist imstande, Familie und Arbeit — wobei sie Arbeit gleich Beruf im besten Sinne stellt — zu koordinieren und dabei Glück und Befriedigung zu empfinden, hat sie zweifellos recht. Sie vergißt dabei allerdings, an die Wurzel des Übels zu gehen: An die Bewußtseinsbildung des Menschen — der Frauen und der Männer!

Der „Weiblichkeitswahn“ ist (und diesen Punkt scheint sie mir nicht klar genug erkannt oder wenigstens nicht exakt genug herausgestellt zu haben) ein Problem beider Geschlech-

ter! Die Frauen werden auch weiterhin in ihren mehr oder weniger goldenen Käfigen wie Fliegen im Netz zappeln und — wenigstens seelisch — zugrunde gehen, wenn nicht beide, Männer und Frauen, erkennen lernen, daß es ein faires und erfülltes Zusammenleben nur dann geben kann, wenn die persönliche Achtung voreinander, die Partnerschaft im besten Sinne, eine Selbstverständlichkeit geworden ist. Sie werden lernen müssen, daß nicht nur Mann und Frau, sondern *Menschen* miteinander leben, arbeiten und gemeinsam sich dem Leben zu stellen haben.

Wenn Betty Friedan auch in bewundernswerter Weise die großen Tabus aufzeigt, so ignoriert sie doch, daß nur hier der Ansatz zu einer anhaltenden und gültigen Lösung liegen kann. So sollte ihr Appell, sich zu bilden, zu lernen und zu besinnen, nicht nur an die Frauen gehen. Vielmehr scheint es mir notwendig, den Pädagogen, den Ärzten, Geistlichen und allen, die in nachdenklicher Besorgnis auf die zwiespältige Situation der Frau — nicht nur in Amerika — schauen, immer und immer wieder zu sagen: Lehrt Mädchen und Jungen, Männer und Frauen zu begreifen, daß sie als Menschen Verantwortung tragen. Lehrt sie, daß die Achtung vor dem Mitmenschen die Grundlage ist, damit der Fortschritt unserer Zeit sich nicht nur in Raketen, Mondflügen und Atombomben spiegelt. *Henriette Brockmann*

#### HORST CLAUS RECKTENWALD LEBENSBLIDER GROSSER NATIONALÖKONOMEN

Einführung in die Geschichte der politischen Ökonomie. Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 1965. 666 S., Ln. 48 DM.

Der Ordinarius für Volkswirtschaftslehre Professor Horst Claus Recktenwald hat ein Werk vorgelegt, dem drei Eigenschaften in hohem Grad zukommen, die sonst nur selten vereinigt sind: (1) Es zeichnet sich durch eine neue Idee aus, nämlich anhand von Lebensbildern in die Geschichte der Politischen Ökonomie einzuführen, (2) war das Buch dringend notwendig, um eine gewisse stiefmütterliche Behandlung, ja oft Verkenntnis des Geschichtlichen in jüngster Zeit zu überwinden, damit die ökonomische Wissenschaft auf diese Weise befruchtet wird — wodurch übrigens gleichzeitig eine Lücke im deutschsprachigen Schrifttum geschlossen wurde, und (3) löst der Herausgeber die gestellte Aufgabe und erfüllt die Erwartungen des Lesers, sei es des Fachkollegen oder des allgemein Interessierten.

Leben, Persönlichkeit und Werk der großen Gelehrten der Nationalökonomie werden chronologisch gewürdigt. Ihre bahnbrechenden Ideen und Theorien sind daher nicht, wie es häufig in mehr oder weniger formal geschrie-

benen Dogmengeschichten der Fall ist, losgelöst von Zeit und Raum, sondern werden in ihrer Bindung an die Persönlichkeit und deren Umgebung dargestellt und erklärt. Man erfährt von den jahrelangen oft mühevollen geistigen Anstrengungen und deren Ergebnis: manchmal eine völlig neue Konzeption, dann in anderen Fällen nur ein kleiner, aber aus unserer Sicht sehr wichtiger Schritt nach vorn. Das Werk ist also eine Anthologie, oder, wie es der Herausgeber in seinem einleitenden Aufsatz: „Über die Würdigung bedeutender Gelehrter in der Geschichte der ökonomischen Wissenschaft“ bezeichnet „eine Blumenlese,... in welche die geistige und politische Leistung mit einbezogen ist. Dabei werden deren Denken und Tun in der Abhängigkeit von Veranlagung und familiärer, örtlicher, gesellschaftlicher und nationaler Umwelt gesehen, ferner ihre originale Kraft und der nachhaltige Einfluß ihres Werkes als ganzes auf ihre und unsere Zeit gewürdigt.“ (S. 24).

Der imponierende literarische Versuch wird noch besonders reizvoll dadurch, daß die Essayisten und Biographen nicht einer einzigen Generation angehören. Viele große Ökonomen haben zu allen Zeiten ein starkes Interesse an der Geschichte ihrer Disziplin bezogen und selbst über die Ideen und Persönlichkeiten der vorangegangenen Generation geschrieben. Auf diese Weise kann man gleichsam das Entstehen und den Fortschritt einer verhältnismäßig noch jungen Wissenschaft unmittelbar mitverfolgen. So werden nicht weniger als achtundzwanzig bedeutende Nationalökonomien von oft nicht minder bedeutenden siebzig Fachkollegen dem Leser vorgestellt. Es seien zur Erläuterung nur einige ausgewählt. Den „Vater der Nationalökonomie“, Adam Smith (1723—1790), würdigt J. Viner in fachlicher Hinsicht, indem er vor allem dessen Haltung zum *laissez-faire* deutet, ein höchst aktueller und im Ergebnis überraschender Beitrag; J. Rae beschreibt sein Leben, während D. Stewart auf die subtilen Feinheiten in der Persönlichkeit des Glasgower Professors für Moralphilosophie eingeht. Kein Geringerer als J. M. Keynes, der eine Revolution im Denken der Nationalökonomie eingeleitet hat, bezeugt seine enge Bindung an die Historie durch seinen Beitrag über R. Th. Malthus (1766—1834) und über seinen Lehrer A. Marshall (1842—1924). Keynes selbst geht in die „Geschichte“ ein: sein Leben, seine Persönlichkeit und sein Werk behandeln drei Autoren, deren Namen jedem modernen Nationalökonom ein Begriff sind: J. A. Schumpeter, R. F. Harrod und P. A. Samuelson. Wir finden ferner Friedrich List, wie ihn Theodor Heuss und E. Salin sehen; Max Weber würdigen R. Bendix und B. B. Seligman, G. Casells Porträt zeichnet mit großem menschlichen Verständnis kein Geringerer als der Schwede Gunnar Myrdal. Diese exemplarische Aufzählung mag genügen. Der Wert des Buches

liegt ganz wesentlich darin, daß der Zugang zu den Wirtschafts- und Sozialwissenschaften für alle interessierten und gebildeten Schichten außerordentlich erleichtert wird; gleichzeitig regt es zu einer „neuerlichen Besinnung auf die Einheit in der universitas litterarum“ an, „deren praktisches Ergebnis sich in den vorerst noch tastenden Plänen zur Umgestaltung der Universitäten abzuzeichnen beginnt“ (S. 20).

Es ist zu hoffen, daß das Buch — wie es auch sein Anliegen ist — dazu beiträgt, das Interesse an der Geschichte dieser Disziplin zu wecken und zu fördern: nicht nur für den allgemein Interessierten und den Mann der Praxis, der seine Kenntnisse wieder auffrischen will und dabei den Wunsch verspürt, weiterzulesen in dieser lebendigen Wissenschaft, sondern vor allem für den Studierenden und Forschenden der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften, die gelegentlich auf Grund einer gewissen „Fortschrittsgläubigkeit“ die Verbindung mit der Tradition aufgekündigt haben. Erwin von Beckerath hat diese Tendenz mit folgenden Worten beschrieben: „Moderne Theorie hat den Historismus so gründlich totgeschlagen, daß sogar das geschichtliche Denken daran gestorben ist.“ Die Verbindung von moderner Forschung und echter Historie wieder herzustellen, ist ein Hauptanliegen des Buches, denn, „wenn Wissenschaft in erster Linie das ist, was ihre Vertreter wissen und ständig geistig verarbeiten und nicht, was ungenützt in verstaubten Büchern steht, dann spiegelt sich der Fluß der theoretischen Entwicklung in ihnen selbst am besten“. (S. 19)

Bleibt noch hinzuzufügen, daß dieses würdig ausgestattete Buch durch Illustrationen, Bilder und Autografen sowie durch eine Chronologie zur Orientierung wie zur Übersicht über die wichtigsten Lebensdaten und bedeutendsten Werke abgerundet wird.

*Guenter Eckstein*

**CARL BÖHRET**  
AKTIONEN GEGEN DIE „KALTE  
SOZIALISIERUNG“ 1926—1930

Ein Beitrag zum Wirken ökonomischer Einflußverbände in der Weimarer Republik. Verlag Duncker & Humblot, Berlin—München 1966. 279 S., 48,60 DM.

Das verdienstvolle Buch ist mit finanzieller Unterstützung der Ernst-Reuter-Gesellschaft und der Stiftung Volkswagenwerk gedruckt worden. Dennoch kostet es, einfach kartoniert, 48,60 DM, was darauf schließen läßt, daß die Auflage klein ist und der Verlag nur mit einem geringen Absatz rechnet. Das ist bedauerlich, da ein Buch wie dieses einen wertvollen Beitrag zur Durchleuchtung der Einflußnahme von Wirtschaftsverbänden auf Gesetzgebung, Verwaltung und Öffentlichkeit darstellt.

Mit immensem Fleiß hat Böhret alle Fakten zusammengetragen, die erforderlich sind, um beurteilen zu können, auf welche Weise und auf welchen Wegen die Interessenverbände der privaten Wirtschaft während der Weimarer Republik gegen die öffentliche Wirtschaft und ihre befürchtete weitere Ausdehnung angegangen sind. Mit dem Schlagwort „gegen die kalte Sozialisierung“ haben die Wirtschaftsverbände unter der Führung hauptsächlich des Reichsverbandes der Deutschen Industrie, des Centralverbandes des deutschen Banken- und Bankiergewerbes und des Deutschen Industrie- und Handelstages zahlreiche Spitzenorganisationen der Privatwirtschaft zu einer gemeinsamen Aktion veranlaßt, um die angebliche Macht der öffentlichen Wirtschaft einzuschränken. Der Verfasser stellt in einer bis in alle Einzelheiten gehenden Weise das Vorgehen der beteiligten Verbände und die verwendeten Argumente dar. Hierbei werden zahlreiche bisher ungenutzte Quellen erschlossen.

Die Untersuchung ist weit über ihre historische Begrenzung hinaus für die Privatisierungsdebatte der Gegenwart aufschlußreich. Der Verfasser macht deutlich, daß im Unterschied zu heute bei dem Kampf, den die Privatwirtschaft in den 20er Jahren gegen die öffentlichen Unternehmen führte, keine gesellschaftspolitischen Zielsetzungen vorhanden waren.

Ich könnte einige Mängel des Buches, hervorheben, wie etwa den zu lapidaren Überblick über Umfang und Wachstum der öffentlichen Wirtschaft in der Weimarer Republik oder die etwas zu sehr ins breite gehende Darstellung vieler Details sowie die Schwächen einzelner der vorgelegten Statistiken. Unbeschadet dessen muß diese Arbeit weit über ihr eigentliches Thema hinaus als ein erster wertvoller Versuch gewertet werden, „die innere Lobby“ des Weimarer Reichstages an Hand konkreter Persönlichkeiten und ihrer Funktionen deutlich zu machen. Es wäre zu wünschen, daß möglichst viele Gewerkschaftsbibliotheken diese Veröffentlichung anschaffen würden.

*Dr. Kurt Hirche*

**FREDERICK P. HELLIN**  
PIPELINES IN EUROPA

Europa-Verlag, Wien—Frankfurt—Zürich 1966. 212 S. mit vielen Tabellen, Paperback 14,80 DM.

Eine Fangfrage für Kandidaten der Volkswirtschaftslehre im Examen lautet häufig: Welche Transportmittel sind für eine optimale Infrastruktur des Wirtschaftsraumes X notwendig, um ihn wirtschaftlich und organisatorisch als hochentwickelt zu bezeichnen? Darauf erfolgt die klassische Aufzählung: Schiene, Straße, Wasser, Luft. — Bleibt es bei diesem



Katalog, gilt die Frage als nicht zufriedenstellend beantwortet, denn es fehlt das Transportmittel, welches die Standortverteilung energieintensiver Industrien revolutionierte: die Pipelines. In harter Substitutionskonkurrenz gingen Wasser, Schiene und Straße ihrer Vorrangstellung beim Öltransport im Binnenland mehr und mehr verlustig. Die „Untergrundbahnen der flüssigen Energie“, wie die Pipelines genannt werden, nehmen im Festlandsverkehr eine dominierende Stellung ein, da sie kostengünstiger und technologisch störunanfälliger sind.

Der Autor, langjähriger Dozent für europäische Wirtschaftsgeographie und Koordinator europäischer Raffinerien, gibt dem Uneingeweihten eine zusammenfassende Übersicht der in Europa bestehenden Pipelines, ihren energieökonomischen Background und ihren Entwicklungstendenzen im Zusammenhang mit interdependenten Energie- und Transportproblemen. Vom amerikanischen Beispiel ausgehend, zeigt die Dokumentation, angereichert mit Kartogrammen und tabellarischen Vergleichen, den gesamteuropäischen Aspekt einer dynamischen Entwicklung, deren wirtschaftspolitische Implikationen auch für den Nicht-Energie) Fachmann von Interesse sein dürften. Ein langfristiges Energieprogramm muß nicht nur den nationalen (ökonomischen und politischen) Notwendigkeiten entsprechen, sondern auch die übernationalen Maßnahmen berücksichtigen. Hellin bezieht deshalb zu Recht den Ostblock, den Mittleren Osten und Nordafrika in seine Darstellung ein, um die Verflechtung der europäischen Energiewirtschaft vor Augen zu führen.

Eine klare Gliederung des gebotenen Stoffes, eine kurze historische Einführung (schon 940 v. Chr. wurde in China Erdgas in Bambusrohren transportiert) und die lesbare Darstellung machen die geringen Mängel — unzureichende Quellenangaben und fehlendes Quellenverzeichnis — mehr als wett. Der interessierte Laie, der Industriepraktiker und der Studierende werden sehr gut informiert.

*Dieter Kuhr*

#### HERMANN KANT

##### DIE AULA

Roman. Rütten & Loening Verlag GmbH, München 1966. Lizenzausgabe mit Genehmigung des Verlages Rütten & Loening Berlin. 406 S., Ln. 22,— DM.

Wenn Erwachsene über ihre Schul- und Studienzeit schreiben, haften dem fast immer etwas Kindisches an, weil sie die Tendenz haben, die Vergangenheit zu vergolden: was „aus der Jugendzeit“ ist, muß eben schön sein. Wird diese Periode jedoch in ihrer doppelten Zeitgebundenheit dargestellt: als Jugend einer oder mehrerer Individualexistenzen in einer historischen Epoche, wie in Hermann Kants Roman

„Die Aula“, mag etwas Exemplarisches daraus werden.

Die Schulzeit in der DDR ist anders als bei uns. Die jungen Leute, die nach einer in der damaligen Zeit relativ normalen Schulbildung auf die Universitäten gehen und dort abschließen, sind für die schwierigen Aufgaben der gesellschaftlichen Umgestaltung der Gesellschaft der nachmaligen DDR zu unreif, die Angehörigen der Klassen, zu deren Nutz und Frommen diese Umgestaltung stattfindet, nicht gebildet genug, um sie durchzuführen. Diese fehlende Bildung sollen ihnen die Arbeiter- und Bauern-Fakultäten vermitteln. Es handelt sich hier um ein dreijähriges Vorstudium zur Erlangung der Hochschulreife, das an den Universitäten stattfindet. Die A- und B-Studenten sollen gleichzeitig als Element der Zersetzung der bürgerlichen Universität wirken. Auf diesem schwierigen Wege hat sich die DDR mit dem von ihr benötigten akademischen Nachwuchs versorgt. Die Arbeiter- und Bauern-Fakultäten sind ein Experiment — und es gelingt, oder besser: es ist gelungen, denn sie sind inzwischen überflüssig und daher geschlossen worden.

Daß dieses Experiment gelungen ist, kann man dem Roman von Hermann Kant entnehmen, der Beginn, Fortgang und Ende dieses in Deutschland wohl einmaligen Versuchs — am Beispiel von vier A- und B-Studenten, dem Elektriker Robert Iswall (23), dem Zimmermann Gerd Trullesand (19), dem Forstarbeiter Jakob Filter (21) und dem Klempner Karl-Heinz Riek (20) beschreibt. Robert Iswall, inzwischen ausstudierter Germanist und freier Journalist und Schriftsteller, erzählt ihre Geschichte. Anlaß ist die Auflösung der A- und B-Fakultät, zu der er eine Rede halten soll. In der Aula.

Diese Aula — mit „spätbarockem Glanz“ — war Kampfstätte für die A- und B-Studenten. Sie hatte den einfachen Handwerkern zuerst einen wahren Schrecken eingejagt: „... dies ist ein Irrtum, mit diesem Palast können wir nicht gemeint sein“, und sie hatten hier ihre erste Schlacht mit den traditionellen Vorstellungen ihrer Kommilitonen und Professoren der anderen Fakultäten über studentisches und Universitätswesen zu bestehen. Sie waren denen ja einfach als Fakultät unterschoben worden, ohne daß man sie, das Establishment, eigentlich recht gefragt hätte; und dafür wollen sie sich nun rächen, indem sie keinen der A- und B-Studenten in den Studentenrat wählen. Das scheint zu gelingen, jedenfalls, als die Adepten der neuen Fakultät ihren Kommilitonen ideologisch kommen. Als jedoch Karl-Heinz Riek (ehemals Klempner), der sie darauf getrimmt hatte, sieht, wie sie baden gehn, schaltet er auf die Ebene, die auch dieses Publikum versteht: er überwältigt sie mit Humor — und siehe da, die A- und B-Studenten ziehen in den Studentenrat ein.

Gegen die Anmaßung der Aula, die die vier Freunde doch auch wieder anspornt, gegen ein überlebtes Bildungsideal also, bestehen sie ihre „Abenteurer“: Krankheit, Liebe, Unverständnis, den Sog vom Westen, dem zum Schluß ihr Ideologe Karl-Heinz (genannt Quasi) Riek erliegt, der in Hamburg in der Kneipe „Zum toten Rennen“ landet.

Überhaupt gibt es einige DDR-Flüchtlinge, einschließlich Schwester und Mutter von Robert Iswall, die der Erzähler mit schöner Selbstverständlichkeit dem Unverständnis und der kleinbürgerlichen Muffigkeit und Besserwisseri seiner Landsleute unter die Weste jubelt: keiner geht aus Gewinnsucht; sie haben alle Angst oder genug von dem lieblosen Getue um sich herum.

Und dagegen ist auch Hermann Kant. Er hat ein vor allem freundliches Buch geschrieben. Daß es darin nicht von falschem Wohlwollen trieft, liegt an seiner sprachlichen Könnerschaft, an seinem Erzähltalent und seinem Humor.

Trotzdem gibt es in diesem ersten Roman des vierzigjährigen Autors Passagen, die durch DDR-Arroganz langweilen und verärgern. Ich möchte auch sagen, daß er den rechtzeitigen Schluß verpaßt hat; auf S. 365 beginnt er und auf S. 406 hat er ihn endlich zu Tode gedroschen. Das ist zuviel. Aber besser keinen Schluß als keinen Anfang zu finden. Und das kann er allerdings. So lesen wir mit wachsendem Staunen die Geschichte einiger mit ihrem Los (als Lernende für eine bessere und freundlichere Welt) durchaus zufriedener junger Menschen beiderlei Geschlechts. Mit Staunen, weil das in der DDR vor sich geht — in der grauen DDR —, und weil diese jungen Leute die Ideologie in voller Unschuld als Instrument ihrer Bildung benutzen.

*Annemarie Zimmermann*

anzubieten hat, sondern nur Ressentiments, die er nicht auf ihre literarische Verwendbarkeit geprüft hat.

Ein lesbarer Text — neben zwei, drei anderen: „Fahrt in den Morgen“, „Wacholderkönig“, „Rom“ — dieser Auswahl ist „Etwas außerhalb der Legalität“. Das ist die Wiedergabe der Auseinandersetzung des Autors mit einem deutschen Industrieunternehmen wegen einiger Partien in seinem Roman „Irrlicht und Feuer“; eine Wiedergabe in sehr lose komponierter Erzählform. Hier hält sich sein Talent, Rede und Gegenrede zu gestalten, die Waage mit seiner zuweilen fatalen Neigung, am falschen Ort zu moralisieren.

Wenn von der Grün statt dessen sein erstaunliches Vermögen an leisen Tönen vermehren würde, das er in einigen Texten dieses Bandes (und vor allem in der Erzählung im Almanach der Guppe 61 „Brückensteher und Waldläufer“) vorweist, könnte er ein großer Erzähler werden.

Der vorliegende Band bietet davon jedoch zuwenig. *Annemarie Zimmermann*

#### MAX VON DER GRÜN

#### FAHRTUNTERBRECHUNG

Erzählungen. Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt a. M. 1965. 231 S., Ln. 16,— DM.

Der Verfasser der Romane „Männer in zweifacher Nacht“ und „Irrlicht und Feuer“ legt hier eine Sammlung von Erzählungen vor, deren literarischer wie auch dokumentarischer Wert überwiegend zweifelhaft ist. Max von der Grün, der Mitglied der Gruppe 61 ist, hat die Fähigkeit, mit der Form des Gesprächs und des inneren Monologs (die oft nur ein zwanghaft fortgeführtes Reden sind, um nicht allein zu sein) die Atmosphäre von Beziehungen, die Deformierung durch die Wünsche und Forderungen der Konsumwelt, die Enttäuschungen der anonymen Arbeitswelt erzählerisch umzuformen. Aber das allein genügt nicht, zumal er für die meisten in diesem Band zusammengefaßten Erzählungen keine Handlung